

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 35 (1945)
Heft: 20

Artikel: Livia kämpft mit der Finsternis [Fortsetzung]
Autor: Caren
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LIVIA

kämpft mit der

Finsternis

Eine seltsame Kleinstadtgeschichte von Caren

19. Fortsetzung

Sie hatte nicht aufgehört, der Kranken durch Frau Lehnert heimlich Medikamente zu schicken, mit dem Erfolg, dass sie am nächsten Morgen ungeöffnet in der Aschentonnelagen. Und es gelang ihr nicht einmal, festzustellen, ob es Kandler war, der sie fortwarf, oder am Ende die Kranke selbst — aus Angst vor ihrem Mann. Es war zum Ver zweifeln...!

„Ach Minna, erzählen Sie mir lieber gar nichts mehr von da drüben, sonst komm ich noch um vor Ärger“, brach sie aus und warf in zorniger Erbitterung die Flurtür hinter sich zu.

Die völlige Passivität, zu der sie in diesem Fall verurteilt war, brachte sie manchmal rein ausser sich. Es war, als ob sie mit gefesselten Händen zuschauen sollte, wie neben ihr ein Mensch langsam verblutete. Und niemand, der ihr helfen wollte, niemand, der sich zu einem raschen und energischen Eingreifen bereitgefunden hätte. Nicht einmal ihr Chef, an dem sie sich mit einem wahren SOS-Ruf gewandt hatte, gleich am Tag nach ihrem erschreckenden Erlebnis mit Lovis Kandler. Sie hatte ihm den unheimlichen Vorgang mit allen Einzelheiten geschildert, und er schien auch seinerseits davon überzeugt, dass dieser Mensch ein Verrückter war. Aber bis zur zwangsweisen Internierung — mein Gott, da sei noch ein weiter Weg! Das könne, sofern es sich nicht um einen gemeingefährlichen Irren handle, überhaupt nur auf Antrag der nächsten Angehörigen gemacht werden, und nur mit gerichtsärztlichen Gutachten und tausend Formalitäten. Und inzwischen war die arme Ma-

lintza vielleicht längst nicht mehr am Leben... Schreckliches Gesetz! Schrecklich, diese Trägheit, mit der die menschliche Maschine arbeitete...!

Livia ballte die Fäuste in den Manteltaschen, während sie aufs Geratewohl dahinlief, ohne auf den Weg zu achten. Auf Schritt und Tritt verfolgte sie in der Erinnerung Malintzas dunkelbleiches Gesicht mit seinen Tieraugen und seinem sinnlich holden Nofretete-Mund. Sie sah sie wieder, wie das erste Mal, auf ihrem Fellager, so schmal und hilflos unter dem flammendroten Indianermantel — mit diesem Ausdruck namenloser Verlassenheit im Blick.

„Murire, lo se — murire pronto“, hörte sie sie sagen.

Nein, auch die Medikamente hätten sie nicht gerettet, dazu war ihr Zustand zu ernst. Es wäre nur ein Aufschub gewesen. Aber auch ein Aufschub war schon Gewinn. Solange das Herz noch schlägt, ist immer noch Hoffnung — war ein alter Medizinerspruch. Jeder neue Tag konnte irgendeine Wendung bringen, irgendeinen Rat. Solange das Herz noch schlägt. Wie lange würde es noch schlagen, dieses arme Herz...?

Das junge Mädchen blieb stehen und holte tief Atem. Jetzt erst merkte sie, dass sie in ihrer Versunkenheit schon ein tüchtiges Stück gegangen war. Sie war mitten im Wald, auf einer einsamen Schneise, die sich schnurgerade zwischen verschneitem Jungholz hinzog. Aber wohin? Alle diese Schneisen glichen einander wie Zwillinge, besonders jetzt, in ihrer winterlichen Einförmigkeit. Dort, wo die Sonne schräge Strahlen zwischen die Stämme warf, war Westen. Und jetzt erinnerte sie sich: irgendwo in der Nähe musste ein grosser Himbeerschlag sein, wo sie als Kind mit ihrer Erzieherin halbe Tage verbracht hatte. Und die Schneise musste auf die Fahrstrasse nach Freimann führen, zu den Henkelschen Molkereien. Jetzt kannte sie sich wieder vollkommen aus. Aber man musste doch etwas zugeben. Die Tage waren schon kurz, um vier Uhr fing es an dunkel zu werden. Sie schlug ein kräftiges Marschtempo an. Der Schnee knirschte unter ihren Schritten. Ein Häher strich kreischend über die Baumwipfel. Sonst kein Laut. Es hatte beinahe etwas Beklemmendes, dieses tiefe Winter-schweigen.

Was war das? Dort zwischen den Stämmen bewegte sich etwas. Ein Mensch. Ein Holzfäller vielleicht oder — nein, ein Mann mit Kniehosen und einer kurzen Pelerine um die Schultern. War das nicht...? Kandler! Wahrhaftig, er war es. Und dort, ganz am Ende der Schneise, wo sie auf die Fahrstrasse mündete, stand auch sein schäbiger alter Fordwagen.

Was machte er hier? Warum trieb er sich im Wald herum, statt daheim bei seiner todkranken Frau zu bleiben? Livia fühlte ihr Herz schlagen. Nein, sie wollte diesem Menschen nicht begegnen. Sie hätte nicht an ihm vorbeigehen können, ohne ihn zu stellen und ihrer zornigen Erbitterung gegen ihn Luft zu machen. Sie war gerade in der richtigen Laune! Aber es hatte ja keinen Zweck. Man musste höchstens Grobheiten gewärtigen. Oder vielleicht noch Schlimmeres. Mit einem solchen Narren — und hier, in dieser einsamen Gegend... nein, besser man vermied jede Begegnung.

Ende Feuer

Die Heimstatt ist verloren,
All' Gut im Wind zerstäubt.
Die Träne, eingefroren,
Ist alles, was da bleibt,

Versengt ist das Gehölze,
Des Kornes goldnes Meer.
Auf dürrer Knochenstelze
Schreit' müd der Tod daher.

Er ragt aus blutgem Qualme
Ins Frühlicht starr und bleich
Und mäht die letzten Halme
hinüber in sein Reich.

W. B.

Livia trat hinter eine der hohen Brombeerhecken, die den Weg säumten und wartete. Nach ein paar Minuten sah sie Kandler zwischen den Bäumen hervortreten. Er setzte mit einem Sprung über den Wegrain und spähte, wie sichernd, nach allen Seiten. Dann ging er rasch auf seinen Wagen zu. Es dauerte eine Weile, bis er ihn von der Stelle brachte. Der Motor war offenbar kalt geworden und wollte nicht anspringen. Endlich gelang es. Mit einiger Erleichterung sah Livia den alten Klapperkasten sich zögernd in Bewegung setzen und in einer bläulichen Auspuffwolke entschwinden.

Sie verliess ihre Deckung und setzte sich in Trab. In wenigen Minuten war die Fahrstrasse erreicht. Von dem Ford war nichts mehr zu sehen. Auch sonst weit und breit kein Fahrzeug. Eine leere endlose Waldstrasse.

Die Sonne hatte sich hinter die Tannenwipfel verkrochen. Ein heller, scharfer Mond stand am Himmel. Es wurde kalt.

15.

In dieser Nacht konnte Livia nicht einschlafen, sie wusste nicht warum. Eine unerklärliche Unruhe hielt sie wach. Sie hatte sich gleich nach dem Abendessen, das schweigsam und ungemütlich verlaufen war, in ihr Zimmer zurückgezogen und noch länger als sonst über ihren Büchern gegessen. Es ging schon auf Zwei, als sie sich endlich entschloss, schlafenzugehen. Aber sie liess die kleine Bettlampe brennen und nahm einen Band Schopenhauer zur Hand, in dem sie jeden Abend vor dem Einschlafen noch eine halbe Stunde zu lesen pflegte. Allmählich fühlte sie sich ruhiger werden. Der Druck, der den ganzen Tag auf ihr gelastet hatte, liess nach, und endlich stellte sich auch eine leichte Müdigkeit ein, die den Schlaf versprach.

Sie wollte gerade die Lampe ausdrehen, als sie, von einem ungewohnten Geräusch erschreckt, die ausgestreckte Hand wieder sinken liess. Es klang, als ob jemand einen Stein gegen den Fensterladen geworfen hätte. Und jetzt knirschte drunten ein Schritt.

Im Nu war Livia aus dem Bett. Sie zog ein Stückchen den Laden hoch. „Wer ist da?“ rief sie gedämpft, um nicht das ganze Haus zu alarmieren.

„Ich — die Lehnert“, flüsterte es in der Dunkelheit. „Um Gotteswillen, Fräulein, kommen Sie schnell! Sie stirbt, glaub' ich, und ... Ich bin ganz allein.“

„Wieso denn? Ist Herr Kandler immer noch nicht zuhause?“ verwunderte sich das Mädchen. Sie erfasste nicht gleich die Zusammenhänge. Aber man konnte hier am Fenster keine langen Gespräche führen. Sonst wachte womöglich der Vater auf. Er hatte keinen sehr tiefen Schlaf.

„Warten Sie einen Augenblick, ich ziehe nur etwas über“, rief sie der Frau zu und schloss das Fenster. Sie war im Umsehen in den Kleidern, wusch sich die Hände, packte das Notwendigste in ihre Mappe und löschte in ihrem Zimmer das Licht.

Im Dunkeln, jedes Geräusch vorsichtig vermeidend, schlich sie sich aus dem Hause. Besser, der Vater erfuhr nichts von dieser nächtlichen Expedition. Er war schon schlecht genug auf sie zu sprechen, und wahrscheinlich zählte das bei ihm auch zu den „humanitären Extravaganzen“, die man sich in Greifenberg nicht erlauben konnte. Sie selbst wusste nicht recht, wie sie sich in dieser Situation verhalten sollte. Ein Haus zu betreten, aus dem man sie sozusagen hinausgeworfen hatte...? Ihr Stolz wehrte sich dagegen. Und doch... „Was ist denn geschehen?“ fragte sie die Lehnert, die frierend drunten wartete. „Aber halten wir uns nicht auf. Sie können mir ja im Gehen erzählen.“

Fast im Laufschrift hörte sie dem erregten, von zeitweisen Atempausen unterbrochenen Bericht der Frau zu, der ihr bei aller Laienhaftigkeit des Ausdrucks doch ein ziemlich genaues Bild von dem Zustand der Kranken gab. Kein Zweifel, dass es mit Malintza zu Ende ging. Seit Tagen

keinerlei Nahrungsaufnahme mehr. Das völlige Versagen der Muskulatur ... Fieber, Ohnmachten und das, was Frau Lehnert in ihrer Unkenntnis „blutigen Schweiß“ nannte, das schauerlichste Sympton des Verfalls: die hämorrhagische Diathese.

„Und Herr Kandler macht nächtliche Autoturen!“ lachte Livia wütend auf. „Oder sollte er sich vielleicht doch plötzlich entschlossen haben, einen Arzt zu holen?“

Nein, das wohl nicht, meinte die Lehnert. Er sei schon die letzten zwei Nächte stundenlang fortgewesen — Gott weiss wo. „Er denkt vielleicht, ich merke nicht, wenn er auskneift“, meinte sie. „Aber da muss er sich erst 'nen andern Wagen anschaffen, der beim Abfahren nicht soviel Krach macht.“

Heute war es schon nach Zwei gewesen, als sie den Motor gehört hatte. Sie schlief seit ein paar Tagen im Hause. Und sie hatte kein Auge mehr zutun können vor innerer Unruhe, erzählte sie. Es habe sie förmlich getrieben, nach der Kranken zu sehen.

„Und wie ich hineinkomme, ist alles so still, und sie liegt da — mit offenen Augen, und rührt sich nicht mehr und gibt keinen Laut von sich. Da dacht' ich: und wenn es dich deinen Platz kostet, aber ich muss das Fräulein Doktor holen! Und Sie hatten zum Glück noch Licht. Hier —“

Frau Lehnert dämpfte pietätvoll die Stimme, als sie der jungen Ärztin die Tür zum Krankenzimmer öffnete. Sie zeigte nach dem Ruhebett, auf das eine trübe wehende Ölflamme ihren schwachen Lichtschein warf. Livia tat ein paar Schritte.

„Machen Sie doch mehr Licht, Lehnert“, sagte sie mit ganz spröder Stimme, „man kann ja gar nichts sehen.“

Aber sie sah schon genug. Ein Blick auf die regungslose Gestalt hatte sie davon überzeugt, dass sie zu einer Toten kam. Sie kannte den Tod und seine unnachahmliche Signatur: die wächsern verquollene Starrheit der Haut, den schlaffhängenden Unterkiefer, das gebrochene Auge. Und diese unheimliche fremde Furche, die sich von den Nasenflügeln abwärts zum Mundwinkel zieht... Sie hätte garnicht erst das Herz abzuhorchen brauchen, um zu wissen, dass es keine Antwort mehr gab. Sie tat es eigentlich mehr der Ordnung wegen. Automatisch nahm sie den Hörapparat aus der Mappe und entblöste die Brust der Indianerin.

„Nichts, zu Ende“, sagte sie nach kurzem Lauschen, wie zu ihrer eigenen Bestätigung. Etwas in ihrem Innern zog sich dabei schmerzlich zusammen. Fast hätte sie geweint. Sie konnte die unheimlich entgötterte Leere dieser Augäpfel nicht mehr ertragen, in denen die Flamme sich spiegelte, wie in einem Stück Glas. Mit sanftem Druck schloss sie der Toten die Lider und legte die herabgeglittene Hand zu der andern, die fein und beinahe körperlos, wie aus dunklem Kristall, auf der roten Decke lag...

„Der Tod muss ungefähr vor einer Stunde eingetreten sein, schätze ich“, wandte sie sich an die Lehnert, die leise schluchzend hinter ihr stand. „Wahrscheinlich durch Herzschwäche, wie es ja vorauszusehen war.“

Sie verlangte nach Wasser, um sich die Hände zu waschen. Frau Lehnert kam mit einem grossen Kupferbecken, das sie auf einen Hocker setzte, und reichte dem Fräulein ein Handtuch. Livia bemerkte, dass die Frau hustete und sich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen hielt.

(Fortsetzung folgt)

Der neue

RAPIDE - SOMMER - FAHRPLAN

ist erschienen

Verlangen Sie den bewährten Reisebegleiter bei Ihrem Verkäufer, am Kiosk, an Bahn- und Postschaltern